



„Du weißt, wie ich sie liebte, wie ich sie noch liebe. Du magst recht haben, daß der Schritt leichtsinnig war, aber ich preiße jetzt aus einem doppelten Grund den gefährlichen Augenblick, der mich noch zu ihr trieb.“

„Wie das?“

„Sie schien eine andere, da ich sie nach langer Zeit wieder sah. Nichts mehr von dem unkeuschen Taumel, der mich unglücklich und sie zur Gattin des Kapitän's Coratti machte, war in ihrem Wesen. Sie verstand am Vorabend des Rassenkampfes, was sie, die Tochter eines alten Tiroler Geschlechts, getan, als sie vor Jahren unsere Verlobung auflöste. Ihr schönes Gesicht war durchfurcht und zerquält und aus ihren blauen Augen blickte Liebe zu mir und zu ihrem Vaterlande, das sich ihr in meinen blonden Haaren zu verkörpern schien. — Pöthlich sah sie sich scheu um, als ob sie die Dazwischenkunft ihres Vaters befürchtete, reichte mir den Mund zum Kusse, den ich leidenschaftlich zurückgab, und steckte mir ein kleines Paket von Papieren zu. Es waren die Pläne des Forts von Pieve. Ich erschrak anfangs. Aber sie drängte, und ich nahm endlich die Zeichnungen entgegen. Ich trage sie bei mir.“

Damit übergab Hohenegger dem Freunde das geheimnisvolle Bündel.

„Nun, dann sei deine Kühnheit und der Abschied von deiner Liebe dreifach gesegnet! Das ist viel wert für die Unseren, wenn wir noch hinübergelangen, wo die kaiserlichen Vorposten stehen!“

Während die beiden Freunde sich so die wichtigsten Ereignisse der letzten Stunden mitteilten, tauchte auf dem Serpentinweg jenseits der Schlucht die Gestalt eines italienischen Offiziers auf, der herüber zu spähen schien.

Die beiden Freunde suchten unwillkürlich in gebückter Haltung Deckung hinter einer Lauschengruppe, wie die Gembirgler die am Boden hinkriechenden Zwergföhren nennen.

„Weißt du, Wartenberg, wer der feindliche Offizier drüben ist?“ flüsterte Hohenegger leise, als ob er befürchtete, daß der Wind ein zu laut gesprochenes Wort über die Schlucht hinübertragen könnte.

„Ich kann ihn nicht bestimmt erkennen,“ entgegnete Wartenberg. „Wer meinst du denn, daß der Offizier ist?“

„Jener Elende ist es, Coratti, der mir das Herz Mariens gestohlen!“ rief Hohenegger, kaum seine Wut beherrschend, hervor. „Unser Verfolger ist es, unser Mörder, wenn er uns erreichen kann; es ist der Kommandant des Forts von Pieve, das dort mit seinen Kanonen zu uns herüberstarrt!“

Herr von Wartenberg hauchte die Worte des Freundes schweigend aufgenommen.

„Wie, Wartenberg, du geräthst nicht in Wut?“

„Und warum?“

„Über die Nähe dieses Menschen, der so viel Unheil über mich gebracht hat!“

„Du mußt alles Persönliche ausschalten. Er tut seine Schuldigkeit, Hohenegger. Er erfüllt die Pflicht seiner Fahne, eine harte zwar —“

Der Verwundete fuhr auf, daß sein kranker Arm ihn schmerzte.

„Pflicht? Schuldigkeit? So nennst du den Haß, die Rache, die Verfolgungswut dieses Menschen?“

„Laß uns davon schweigen, Freund,“ sagte Herr von Wartenberg. „Wir sind partiell gegen ihn.“

„War er es nicht gegen mich? Schon in der Friedenszeit? Und wie furchtbar war sein Verdacht gegen mich in den letzten Wochen, während die Kriegsstimmung wuchs!“

„Er mußte vorsichtig sein; sein Amt verlangte es so. Und von seinem Amte forderte es die Ruhe und Ordnung seines Landes. Er mußte dich verfolgen, der du das Deutschtum weit in die italienischen Täler vortragst, und wir dürfen somit kein Urtheil über ihn fällen. Auch nicht, wenn er in seinem Eifer weiter gegangen ist, als er hätte gehen sollen.“

Der Verwundete fuhr nicht wieder auf. „Du magst recht haben, Freund Wartenberg,“ sagte er. „Du bist ein

ruhiger, verständiger Mensch. Ich bin es nicht; ich kann, ich will es nicht sein. Ich weiß nur eins: ich habe dem Burschen in diesem Augenblick hier — du hast mir die Waffe da gegeben — eine Bewegung meiner Hand, und meine Kugel sitzt in seiner Brust.“

„Du wolltest zum Mörder an ihm werden, Hohenegger?“

„Zum Mörder? Es ist Krieg!“

„Wir wissen es noch nicht bestimmt, ob er schon ausgebrochen, wir vermuten es nur nach den Anstalten der Italiener.“

Hohenegger entgegnete trotzig: „Aber selbst wenn dieser Einwand stichhaltig wäre, ist er nicht mein Feind? Der Verderber so vieler edler Freunde? Der Verräther meiner Liebe?“

„Laß uns von etwas anderem sprechen, Hohenegger!“

„Du glaubst ja nicht, wie furchtbar ich ihn hasse.“

„Ich weiß es.“

„Ich muß ihn töten!“ rief Hohenegger und wollte den Hahn der Pistole spannen.

Wartenberg hielt ihm den Arm und sagte rasch: „Und denkst du nicht an unsere Flucht, an die Papiere, die du auf der Brust trägst, an das Wohl Osterreichs?“

Hohenegger ließ die Waffe sinken.

Und weich ebte jetzt der Groll in seiner Stimme zurück, als er fast gebrochen fortfuhr: „Aber er hat doch so gräßlich das Glück meiner Liebe vernichtet. Ich fühle es, als ich zuletzt mit Maria sprach.“

Er lallte die letzten Worte mit leiser, fast zitternder Stimme.

Der Trost, die wilde Leidenschaft wichen aus seinem Gesichte, und Wartenberg schwieg.

Hohenegger hob nach einer Weile den Kopf und sah still empor. Man las in seinen Zügen die Bewunderung für den Mann, zu dem er hinauffah.

„Reiche mir deine Hand, Wartenberg,“ sagte er dann, und er drückte herzlich die Hand des Freundes. „Du bist eine edle Seele. Ich wollte, ich könnte es auch sein.“

„Du kannst es, wenn du einmal die Größe in dir findest, deine Herzensangelegenheit ruhiger zu beurtheilen. Aber nun erzähle mir von Maria! Berichte mir alles, was du beim Abschied mit ihr gesprochen hast!“

„Gut,“ sagte Hohenegger, dem ein tiefer Schmerz die Brust zerrührte. „So viel konnte ich noch bemerken, als ich der Geliebten zum letzten Male die Hand reichte, daß kurz darauf Coratti eintrat. Ob er hinter den Portieren noch unseren Kuß, unseren Händedruck belauert und sich bezwang hat, ich weiß es nicht. Jedenfalls wechselten wir, als der Offizier im Zimmer war, nichts-sagende Höflichkeitsworte, und bald darauf ging ich. Als ich draußen stand, hatte ich das Gefühl, daß ich ein unglückliches Weib verließ. Wie sah ich ein unglücklicheres. — Und sie wäre mit mir so glücklich geworden,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „und ich mit ihr! — Als ich die enge Gasse, darin Marias Wohnung war, entlang schritt, war mir zumute, als schlichen Corattis Häsher um mich her. — Dürfte ich doch dem Elenden den Hirnschädel zerschmettern!“

Er stierte wild hinüber über die Schlucht nach dem Serpentinweg auf der italienischen Seite.

Jetzt war der Kapitän Coratti nicht mehr zu sehen. —

Aber im nächsten Augenblick tauchte er wieder jenseits des Abgrundes auf. Er war diesmal nicht mehr allein.

Jäh bäumte sich der Verwundete auf, so daß er sich beinahe verraten hätte, und keuchte leidenschaftlich hervor: „Da ist er wieder! Sieh, sieh! Er steht drüben mit — ihr!“

Hoheneggers Blick schien an der steilen Felsenwand auf der anderen Seite der Schlucht festgebannt. Er starrte unablässig dorthin. Er konnte das Auge nicht abwenden. Und dieses Auge glühte Haß, Rache, Jörn, Wut. Er griff

„Der Herr Staatsrat sind doch besser unterrichtet. Und daß Erzellenz aus dem Ministerrate heute so mißvergnügt zurückkehrten, ist vielleicht auch ein Anzeichen —“

„Durchaus nicht, mein Lieber! Alle sind sie oben mißvergnügt. Alle! Daran ist der verwünschte Krieg schuld. Aber freilich, man sucht schon nach Sündenböcken. Niemand ist sicher davor, in die Wüste geschickt zu werden.“

„Und es lebt sich in Petersburg anjenseimer als in der Wüste von Perm oder Rostow,“ dachte Obolzy. „Mir scheint,“ sagte er, „der Herr Staatsrat werden beweisen müssen, daß Sie keine Pflichtwidrigkeiten in Ihrer Abteilung dulden, daß Sie eine strenge Hand haben, wenn es not tut.“

„Habe ich mehr als einmal bewiesen.“

„Es müßte ein recht in die Augen springendes, überzeugendes Beispiel sein. Und ich wüßte eins.“ Er trat einen Schritt vor. „Belieben Sie über mich zu verfügen!“

„Erklären Sie sich deutlicher —“

„Mein Vorschlag geht dahin, daß der Herr Staatsrat Seine Erzellenz benachrichtigen, es sei auf Grund der gerügten Mängel sofort eine Untersuchung von Ihnen eingeleitet worden. Das Ergebnis habe Sie veranlaßt, Ihren Kanzleichef seines Postens zu entheben. Er habe sich unverzeihliche Nachlässigkeiten zuschulden kommen lassen und das Vertrauen, das Sie in ihn gesetzt, empfindlich getäuscht.“

„Obolzy, Sie sind toll geworden!“

„Behüte!“

„Ich habe doch dem Minister Ihre Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit besonders gerühmt!“

„Gerade daran wird er nun ersehen, daß Sie nur das Interesse des Dienstes kennen und keinerlei persönliche Rücksichten nehmen.“

„Aber Sie opfern Ihre Stellung, Ihre Zukunft!“

Obolzy schnitt eine Grimasse. „Der Herr Minister ist bereits ein Jahr im Amte. Wir wollen ihm noch ein halbes dazu geben, dann hat er seinen Abschied. Ein halbes Jahr Urlaub würde ich ohne Schaden ertragen können.“

„Urlaub —? Obolzy, das wäre ein Bedaufer! Ja, wenn ich Ihren Vorschlag von der Seite betrachte —! Sie verschwinden auf ein halbes Jahr, erholen sich. Doch was soll ich Ihnen zur Last legen?“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich selbst das Erforderliche niederschreiben. Allzu hart werde ich mir schon nicht mißspielen.“

„Das dürfen Sie auch nicht! Unter keiner Bedingung! Und im übrigen stehe ich natürlich dafür ein, daß Ihnen kein Haar gekrümmt wird und daß Sie während des Urlaubs Ihr Gehalt unverkürzt fortbeziehen. Sie sind ein Genie, Obolzy!“ — —

Der Minister las den Bericht des Staatsrats Tobrokokow mit steigender Verwunderung.

Also doch! Er hatte es gar nicht so ernst gemeint, als er dem die Strafpredigt gehalten, hatte sich nur den Ärger, den er mit den Ministerkollegen gehabt, herunterreden wollen. Ein gelegentlicher Dämpfer konnte dem selbstgefälligen Herrn auch nicht schaden.

Und nun lagen tatsächlich schlimme Mißstände vor. Schauderhaft! Man brauchte nur blindlings hinzugreifen, überall saßen Pflichtvergessene. Hier war es der Kanzleichef Michael Obolzy! Er erinnerte sich — der Staatsrat hatte dem Kerl noch solch ein Loblied gesungen! Ein Musterbeamter wäre er! Ja, mancher wird nie im Leben ein Menschenkenner, Herr Staatsrat!

Das sollte er schwarz auf weiß haben, mit dem dringenden Ersuchen, in Zukunft bei der Wahl seiner Mitarbeiter etwas mehr Scharfblick aufzuwenden.

Aber was stand da noch unter dem Namenszuge Tobrokokows? Eine Nachschrift?

„Ich, der schwerbeschuldigte Michael Obolzy, habe diesen Bericht auf Wunsch des Herrn Staatsrats Tobrokokow selbst aufgesetzt und begründet, damit, wie geschrieben steht, also der Bock alle ihre Missetat in die Wüste trage und der Gerechte unschuldig leide. Aber vielleicht geben mir Eure Erzellenz großmütigst Gelegenheit, die Bürde von mir zu werfen.“

Der Minister las diese Zeilen ein zweites Mal und ihm schwoll die Zornesader.

„Rufen Sie mir sofort telephonisch den Staatsrat Tobrokokow!“ befahl er dem Sekretär. „Halt! Nein, nicht den Tobrokokow, sondern den Kanzleichef Obolzy! Er soll unverzüglich hier erscheinen.“ — —

Obolzy blieb geraume Zeit im Arbeitszimmer des Ministers, denn dieser hatte immer neue Fragen zu stellen. Bei einer Antwort lachten Erzellenz sogar grimmig auf. „Was, auf meine Nachfolgerschaft rechnet Ihr Herr Staatsrat schon? So ehrgeizige Pläne hat er? Nun, er wird sich gedulden müssen.“

Und als Obolzy sich mit tiefer Verbeugung verabschiedete, war der Minister von ungewöhnlicher Herablassung. Er klopfte ihm auf die Schulter.

„Es freut mich, daß Sie Vertrauen zu mir hatten und sich an mich wandten. Nur war die Form nicht ganz korrekt — ich meine die Nachschrift. Sie hätten den Weg einer Eingabe oder eines Audienzgesprächs wählen müssen. Aber höher als die Form steht mir die Sache. Ich schätze Ihren Diensteifer und werde ihn lobnen.“

Obolzy verneigte sich noch tiefer.

„Sie sollen nicht der Sündenbock für Ihren Vorgesetzten sein. Dafür büрге ich Ihnen.“ — —

Tobrokokow wartete in höchster Spannung auf die Rückkehr seines Kanzleichefs von der Vorladung bei dem Minister.

„Er hat Ihnen wohl furchtbar den Kopf gewaschen?“ forschte er.

„Man hat mir Stillschweigen darüber auferlegt,“ erwiderte Obolzy verschlossen. „Verschwiegenheit auf meinen Dienst.“

Eine Stunde später trat der Rat wieder an den Kanzleichef heran, der in einem Altkleide Blätterle und schrie. Sein Gang war wankend, die Gesichtsfarbe fahl.

„Verstehen Sie das?“ fragte er heiser. „Ich habe Befehl bekommen, noch heute nach Saratow abzureisen. Dort würde ich über meine weitere dienstliche Verwendung Näheres erfahren.“

„Wie sollte ich?“ antwortete Obolzy achselzuckend.

„Saratow bedeutet Strafversetzung. Man sagt mich wohl gar in irgendein kirgisches Steppenneß. Und Ihnen soll ich meine Amtsgeschäfte hier übertragen. Am Ende verstehen Sie das?“ In seinen Augen flackerte ein böses Mißtrauen.

Obolzys Mienen wurden abweisend.

„Es ist nicht meines Amtes, die Maßregeln des Herrn Ministers zu kritisieren. Soweit Sie mich betreffen, füge ich mich ihnen in Gehorsam.“

„Glaube ich Ihnen gern. Ich vermute nun aber erst recht, daß Sie sich mir als Sündenbock nur angeboten haben, damit Sie die Möglichkeit bekämen, mich hinauszujoßen,“ zischte Tobrokokow. „Sie sind falsch und undankbar.“

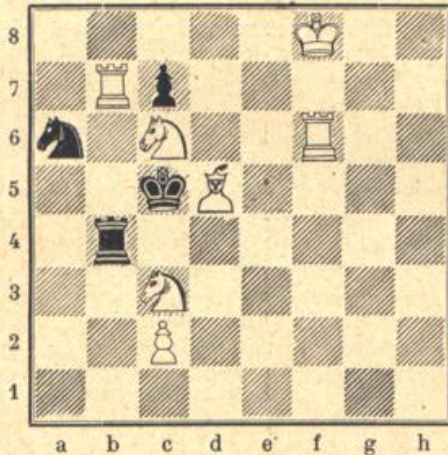
Da verzog sich das Antlitz vor ihm zu einem höhnischen Grinsen:

„So reden alle, die von einem schönen Weideplatz herunter müssen, weil ein anderer sich auch einmal darauf tummeln möchte. Tummeln Sie sich zur Wechselung bei den Kirgisen, Herr Staatsrat! Wünsche glückliche Reise, recht glückliche Reise!“

## Schach.

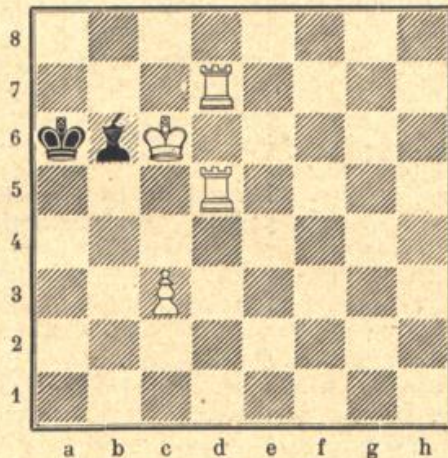
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.  
Redigiert von H. Diefenbach.

### 7. A. Dl. in Wiesbaden. (Original.)



Matt in 3 Zügen.

### 8. Theodor Bode in Wiesbaden. (Original.)



Matt in 3 Zügen.

### 9. A. Walfisz in Wiesbaden. (Original.)

Weiß: Ka3, Tf4, Lc7, Se5, Bb2, c4.  
Schwarz: Kc5, Dh3, Bb3, c6.  
Matt in 2 Zügen.

### 4. Partie.

Aus einem Wettkampf in den Vereinigten Staaten.

Weiß: Stearns. Schwarz: Harmon.

- |            |                      |             |             |
|------------|----------------------|-------------|-------------|
| 1. d2—d4   | f7—f5                | 12. Sf3—g5! | Td8—e8      |
| 2. e2—e4   | f5×e4                | 13. h2—h3   | Lg4—h5      |
| 3. Sb1—c3  | Sg8—f6               | 14. Sg5—e6. | Dc7—a5      |
| 4. Lc1—g5  | f7—c6                | 15. a2—a3   | b7—b5       |
| 5. f2—f3   | e4×f3                | 16. b2—b4   | Da5—b6      |
| 6. Sg1×f3  | d7—d6!               | 17. d4—d5   | c6—c5       |
| 7. Lf1—d3  | Lc8—g4!              | 18. b4×c5   | Sd7×c5      |
| 8. 0—0     | Dd8—b6 <sup>1)</sup> | 19. Ld3×b5  | Sf6—e4      |
| 9. Kg1—h1  | Sb8—d7 <sup>2)</sup> | 20. Sc3×e4  | Sc5×e4      |
| 10. Dd1—d2 | 0—0—0                | 21. Dd2—d3  | Se4—g3†     |
| 11. Lg5—e3 | Db6—c7               | 22. Kh1—g1  | Aufgegeben. |

<sup>1)</sup>Schwarz sollte sich sogleich mit e7—e6 entwickeln. — <sup>2)</sup>L×f3 wäre falsch wegen 10. T×f3, D×d4, 11. Lg6†.

### Zur 3. Partie.

Die Auffassung des Herrn A. W., daß diese Partie für Schwarz gewonnen worden wäre, wird von Herrn Dr. Z. widerlegt. Herr A. W. bricht die Partie in der Stellung Kg5, Bf3, h3; Kg2, Bf4, h4 ab und fährt mit 13. Kf4: fort. Dieser Zug ist falsch, 13. Kg4 muß folgen und Weiß gewinnt. Z. B.: 13. Kg4, Kf2, 14. Kf4:, Kg2, 15. Kg4, Kf2, 16. f3—f4, Ke3, 17. f5, Ke4, 18. Kg5, Ke5, 19. f6, Ke6, 20. Kg6, Kd7, 21. f7 und die Umwandlung des Bauern ist nicht mehr zu vermeiden.

### Auflösungen.

5. A. Kraemer. (Kb6, Db1, Lc8, Sd2, f7, Bb3, g4. Kd5, Lh3, Sf2, Bb7, d4, e3, f4, g6, h7. 3er). 1. Dd3, S×D; 2. Se4, K×S; 3. L×b7 matt. 1. . . ., e×S; 2. De2, Se4; 3. Dc4 matt. 2. . . ., d4—d3; 3. De5 matt. 2. . . ., bel.; c8×b7 matt. 1. . . ., Lf1; 2. Dc4†, L×D; 3. b3×L matt. Leider ist, wie Herr F. S. gefunden hat, die Aufgabe durch den recht plumpen Zug 1. b3—b4 nebenlöslich.
6. A. Walfisz. (Kc8, Lg3, Sg7, Ba5, b4, d3, g5. Kc6, Bb5, d4. 3er). 1. Lb8, Kd5; 2. Kc7 usw. Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., A. Dl., Wdw. u. Dr. Z. in Wiesbaden. Zu 5 auch Th. Wengenroth in Reichenbach i. T.

### Bilderrätsel.



### Wandelrätsel.

Nord ist in Süd zu verwandeln, mit Hilfe von neun Zwischenwörtern. Es darf dabei immer nur ein Buchstabe hinzugefügt, weggelassen oder umgetauscht werden. Es kommen dabei zur Anwendung: 1. Teil eines Schiffes, 2. Deutsche Stadt, 3. Himmelskörper, 4. Brautechnischer Ausdruck.

### Silbenrätsel.

Es ist ein Riesenungetüm,  
Ein Rest aus Urweltstagen.  
Nimm einen Ausruf noch dazu,  
Der Vieles kann besagen,  
Und dann, was äußerst selten jetzt,  
Doch früher uns gar oft geletzt, —  
So wird daraus ein fremdes Land,  
Wir nahmen es mit tapfrer Hand.

—11.

### Sprichworträtsel.

Aus den nachstehenden Wörtern sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben, dem letzten Wort zwei Buchstaben zu entnehmen, welche dann zusammen ein Sprichwort ergeben:  
Nottingham, Kent, Frontkampf,  
Stein, Gebirge, Motor.

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 4.

**Bilderrätsel:** Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot. — **Silbenrätsel:** Hoangho, Assiago, Nitrat, Dieb, Erkner, Lupine, Sodom, Ukraine, Berlin. Handels U-Boot Bremen. — **Kammrätsel:** Elen, Sagen, Erna, Gold; Eisberg.

abermals krampfhaft nach der Waffe, die er neben sich niedergelegt hatte.

Auch Herr von Wartenberg hatte nun vorsichtig hinter der Böschung hingesehen.

Er bemerkte auch seinerseits, daß auf dem Serpentinweg jenseits der Felsenschlucht ein Offizier und Maria, die er ebenfalls kannte, erschienen waren.

Trotz der Entfernung konnten die Freunde in der klaren Gebirgsluft die beiden blassen Gesichter genau unterscheiden, die finsternen Züge Corattis, die schmerzlichen Marias. Und die beiden standen so nahe an dem dunklen, kodenlosen Abgrunde, dicht nebeneinander, der Mann an der Seite der Frau, die Frau an der Seite des Mannes. Eine Bewegung des einen, eine gegenseitige Berührung konnte das andere in die Tiefe stürzen. In der Tiefe war der sichere Tod.

Hohenegger wurde von Entsetzen geschüttelt.

Selbst Herrn von Wartenberg schien ein Schauer zu durchziehen.

„Er ermordet sie!“ rief Hohenegger, „er stürzt sie in den Abgrund!“

„Bist du wahnsinnig, Mensch?“ gab Wartenberg zurück.

Die beiden drüben standen so fest und drohend einander gegenüber, als schienen sie auf dem Felsen angewachsen: ein Sinnbild des steingewordenen Kampfes zwischen Mann und Frau.

Und dennoch: diese Unbeweglichkeit beruhigte die Fremde für einen Augenblick.

Wartenberg nahm zuerst das Gespräch wieder auf. „Glaubst du, daß Coratti alles belauscht hat, was du mit Maria gesprochen?“

„Sicher“, gab Hohenegger zurück. „Warum wäre er sonst mit ihr hier, da es gewöhnlich nicht Sitte ist, Frauen an die Front mitzunehmen. — Und warum war er vorhin allein da? Zweifelsohne, um sich die Stelle genau zu betrachten, wo sie jetzt stehen.“

„Das ist wohl nur eine Einbildung von dir,“ warf Wartenberg tröstend ein.

„O nein, nein, nein!“ fuhr Hohenegger, ganz von seinem Idenengang befangen, lebhaft fort. „... Ich sehe die arme, blass, bebende Frau im Geiste vor mir, nachdem ich aus dem Hause Coratti weggegangen war. Die Wut, der Wahnsinn einer wilden Eifersucht ergriff vielleicht den Italiener. Er hat die Eifersucht womöglich verborgen, bis er Maria hier heraufgelockt hat; denn er scheint die volle Gewalt über sein Auge zu haben. — Aber, gib acht, Wartenberg, er hat das Verderben, den Tod der Frau beschlossen. Er wird zu ihr gesagt haben: „Es ist so schön an der steilen Wand bei dem Fort von Pieve. Schade, daß du noch nicht da warst, mein Kind. Du mußt noch hin. Komm! Wenn wir morgen Nachmittag hinaufreiten, so sehen wir noch gerade die Sonne untergehen. Man kann keinen prachtvolleren Anblick haben.“ —

„So lockte er sie wohl hier herauf. Ohne Zweifel hat er sie umgarnt!“ —

„Und sieh, da geht gerade die Sonne unter! Es ist in der That ein prachtvoller Anblick, Wartenberg! Und sie haben ihn auch da unten auf dem Serpentinweg, und während die arme Frau in das Wunder der Natur verfunken ist und den letzten verschwindenden Strahlen folgt und vielleicht dabei an unsere glücklichen Tage denkt, die auch verschwunden sind, schon solange freilich und auf immer, da facht die letzte Glut der Sonne die wildesten Gluthen der Liebe und der Eifersucht im Inneren Corattis an, und — ein Ruck seiner Hand, und ein Schrei, und sie ist verschwunden“ —

„Aber, Mensch, du bist wahnsinnig! — Das Mundfieber spricht aus dir!“ beruhigte ihn Wartenberg.

„... Und sie ist verschwunden, sage ich dir!“ fuhr Hohenegger leidenschaftlich fort. „Und Coratti sieht ihr mit den großen, glühenden, dunklen Augen recht ruhig und genau und scharf nach, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich tot ist und nicht wieder heraufkommt. Und

wenn er davon durchdrungen ist, dann fängt er an, sich die Haare auszureißen zu wollen, und erhebt ein Zetergeschrei, das niemand hört, und ruft um Hilfe, zu der ihm kein Mensch kommt, und rennt in das Fort zurück, und erzählt das entsetzliche Unglück, das ihm passiert ist: — eine unvorsichtige Bewegung der Unglücklichen, und sie war hinuntergestürzt, ehe er sie retten konnte, ehe er es nur gesehen hatte. — Und sie glauben ihm! Er ist ja der Kommandant! Und wer will ihm beweisen, daß er der Mörder ist? — Und — und sieh, Wartenberg, sieh! Bemerktest du nicht, daß Coratti den Arm hob?“

Sie lagen beide stumm hinter den Laftschänken, wie im Banne von etwas Entsetzlichem, was jeden Augenblick geschehen könnte.

Mit starrenden und brennenden Augen schauten die Freunde hinunter, immer nach dem kleinen Fleck Felsen, wo die drüben standen. —

Die Sonne ging unter.

Man sah die volle rote Pracht, in welcher der mächtige, glühende Körper immer tiefer sank, um dann ganz zu verschwinden. Dann senkten sich die violett-blauen Schleier der einbrechenden Dämmerung. Aber die letzten Strahlen des scheidenden Gestirns schienen sich in doppelt greller Widerspiegelung auf jenes schmale Stück des Serpentinwegs zu konzentrieren, wo der Offizier mit seinem Weibe stand. Und plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, sah man die zuckenden Strahlen der Sonne über den beiden Gestalten aufblitzen, leuchten, glühen, nur einen Augenblick lang. Es war ein wunderbarer Anblick! Coratti und seine blass Frau hatten fast unbeweglich nebeneinander gestanden in den Abchiedsstrahlen der Sonne. Nur in den Mienen der beiden Menschen zuckte und bebte etwas, das konnte man deutlich unterscheiden. War es das flimmern des Abchied nehmenden Himmelsgestirns, oder hatten der Offizier und seine Frau zornig aufeinander eingespochen?

... Auf einmal streckte der Italiener abermals den Arm nach Maria aus. Die Frau floh zurück von dem Rande des Abgrundes bis an die steile Wand des Felsens.

„Was war das?“ rief Hohenegger. „Wollte der Bursche sie hinunterstoßen? ... Gott sei Dank, sie gewährte es früh genug, sie entwich ihm. — Aber ... was geschieht jetzt wieder? ... Er folgt ihr, sie weicht nicht mehr vor ihm zurück ... sie sieht ihn an ... sie sprechen miteinander, scheinbar ruhig, und sie hört ihm zu und antwortet ihm. — Will er sie wieder zutraulich machen? — Sie steht ruhig da ... sie sieht sich sogar um, von ihm weg ... er braucht nur nach ihr zu langen; sie gewahrt es nicht. — Und ... Heiliger Gott! — Aber wie kann ich Gott, den Heiligen, anrufen um Beistand gegen diesen Burschen, der in des Teufels Diensten steht?! Und doch ... Und doch! Heiliger Gott, ich rufe dich, siehe der armen Frau da drüben bei!“ —

Im nächsten Augenblick schrie Hohenegger schrill auf: „Der Mensch hat sie angefaßt! Er geht wieder an den Abgrund! Sie folgt ihm! Er zieht sie, schleppt sie! ... Wartenberg rufe, schreie mit! Rette das arme Weib! Wenn wir uns auch verraten, wenn wir auch darüber zugrunde gehen, rufe dem Elenden zu, daß er Zeugen hat. Ich kann es nicht. Mir versagt die Stimme.“ ...

Wartenberg wendete sich leise zum Freunde mit den beruhigenden Worten:

„Du siehst falsch! Du sprichst im Fieber!“

„Was sehe ich falsch?“ rief erregt der andere. „Hat er sie nicht angefaßt? Steht er nicht mit ihr unmittelbar an dem Abgrunde? Sieht sie ihn nicht an? Und wie sollte sie ihn ansehen können, den sie jetzt innerlich verachtet, wenn nicht bittend, bittend um ihr Leben? — Jetzt will er sie schlagen ... doch nein!“

Hohenegger atmete erleichtert auf.

„Gelobt sei Gott, er läßt sie wieder los! Er läßt den Arm sinken. — Er tritt von ihr zurück.“ ...

Aber schon im nächsten Augenblick fuhr er, aufs neue beängstigt, fort: „Er streckt den Arm wieder nach ihr aus! Sie beugt sich nach vorne über! Sie schwankt . . . sie . . .“

Ein entsetzlicher Aufschrei entfuhr Hoheneggers bebenden Lippen: „Heiliger Gott! — Sie fällt — — sie sinkt! — — Siehst du sie noch, Wartenberg? Meinen Augen ist sie entschwunden . . . Aber ich glaube, der Wahnsinn hat mich erfaßt und gaukelt mir Trugbilder vor die Augen . . .“ Mit verhülltem Gesicht taumelte er zur Erde.

— Der besonnene Wartenberg lag unbeweglich leichenbläß. Seine Augen starrten nach drüben, nach der Felsenwand, an der die unglückliche Frau — nicht mehr zu sehen war.

Seine Augen starrten in den Abgrund, der sie hinabgezogen hatte, und starrten wiederum nach dem Felsen, an dem der finstere Offizier leichenbläß und unbeweglich stand. Des Mondes schmale Sichel stieg über den Eisfirnen auf.

„Leider täuschten dich, diesmal deine Sinne nicht,“ sagte Wartenberg bebend. „Die Unglückliche verschwand tatsächlich in den Schlünden der Berge.“

„Die Tote? Die Ermordete?“ stöhnte Hohenegger wie ein gequältes Tier.

„Tot ist sie wohl.“ — —

„Und gemordet!“

Wartenberg sah in Hoheneggers verzweifelten Mienen etwas Furchtbares aufblitzen. So sehr er selbst im Innern empört war, suchte er trotzdem den Freund abzulenken. „Wissen wir denn bestimmt, daß sie gemordet ist? Kann nicht auch ein Unglück . . .“

Hohenegger ließ den Freund nicht zu Ende reden.

„Sie ist gemordet von dem Elenden — von ihrem eigenen Gatten,“ leuchtete er wild hervor.

„Nein, nein. Wir täuschten uns wohl,“ suchte Wartenberg den Rasenden zu beschwichtigen.

„Mensch, sahst du es denn nicht? Hast du denn keine Augen?“ tobte der in seinen innersten Gefühlen Getroffene weiter.

Wartenberg wollte abermals beginnen: „Es wäre doch immerhin möglich . . .“ jedoch der leidenschaftliche Hohenegger ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Mit einem jähen Ruck riß der Freiherr die Pistole empor, zielte und drückte ab, noch ehe es Wartenberg verhindern konnte.

Toratti mußte mitten in das Herz getroffen sein. Er streckte blitschnell die Arme in die Luft, taumelte gegen die Felswand, dann stürzte er vor, überschlug sich und fiel jählings kopfüber in die Bergschlucht. Zehnzweölfmal aber tönte der Nachhall deutscher Rache im Echo der Felsenwände wider. — —

Noch ehe der Klang des Schusses im Gebirge verklungen war, sah der erschrockene Wartenberg, wie die Besatzung des Forts alarmiert wurde und eilig heraustrat.

„Am Gottes willen, wir sind verloren! Wir werden nicht mehr in der Lage sein, unsere wertvollen Papiere den Unseren zu übergeben!“ jammerte Wartenberg trostlos. „Warum schosstest du? Wie konntest du das Vaterland über deiner Privatsache vergessen, Hohenegger?“

Der aber starrte noch immer geistesabwesend auf die Stelle hinüber, wo der Italiener in die Schlucht stürzte, und murmelte in verworrenen Sätzen: „ . . . Ja, wie konnte ich? . . . Aber das hat er nicht verdient, daß er . . . bei ihr ist . . . ewig bei ihr!“ . . .

Erst wollte Wartenberg den halb bestimmungslosen Freund emporreißen und nach der österreichischen Seite weiter fliehen, aber er bedachte — zu ihrem Glück noch — die Gefahr, der sie sich aussetzen würden, wenn irgend eine ihrer Fluchtbewegungen von der forschenden italienischen Besatzungstruppe im Zwielflicht festgestellt würde.

An eine Rettung Mariens war doch nicht zu denken, und so zogen sie es vor, ruhig liegen zu bleiben, bis es dunkler würde.

Die Besatzung stellte bald kopfschüttelnd ihre Bemühungen ein und kehrte in das Fort zurück. Die feindlichen Soldaten begnügten sich damit, den Scheinwerfer über die Kuppen der Felsriesen spielen zu lassen.

Endlich wurde es so dunkel, daß Wartenberg leise flüsterie: „Jetzt!“

Die Gefährten wollten eben vorsichtig sich erheben, als Hohenegger zwischen den verkrüppelten Föhren eine Bewegung wahrte, als schleppe sich jemand schwer und mühsam in die Höhe.

Eine Gestalt kam seufzend und keuchend aus der Schlucht herauf, immer näher und näher und plötzlich lehnte, wie sagenhaft aus dem Berge, aus dem alten Gemäuer herausgewachsen, eine aus vielen Wunden blutende Frau, zerschunden und zerschürft, an einen Felsen.

Es war Maria.

Die Kleider hingen ihr in Fetzen vom Leibe; sie war keines Wortes mächtig. Die beiden Freunde kletterten ihr abwärts entgegen, hoben die Arme auf und betteten sie oben. Dann linderten sie durch Erquickung und Notverbände die Schmerzen der halb ohnmächtigen Dulderin.

Während Hohenegger schluchzend über ihren Schicksal zusammengesunken war, schlug die Verwundete wieder die Augen auf.

Mühsam und lallend berichtete Maria, wie sie von ihrem Gatten, den rasende Wut und Eifersucht verzehrte, in die Schlucht geschleudert wurde, durch einen Zufall aber nicht in den tiefsten Abgrund fiel, sondern sich an einer überhängenden Fichte fangen konnte, wie sie von dort mit einem glücklichen Wagesprung auf die gegenüberliegende Felspartie des Abhanges gelangte, dann ruhig sich vorborgen hielt und endlich, von der einbrechenden Nacht beschützt, unter unjäglichen Mühen hochkletterte.

Hoheneggers Kopf lag tränenüberströmt und doch vor Freude an Marias Brust.

Sie fuhr mit ihren schmalen Fingern durch das Haar des Jünglings und flüsterte gebrochen: „Ich habe vor vielen Jahren schon einmal diese blonden Locken gestreichelt . . . und konnte sie vergessen . . . Ich verdiene das Wunder meiner Rettung nicht.“

„Doch, doch, du verdienst es, Geliebte,“ stieß Hohenegger leidenschaftlich hervor. „Du hast dich heimgefunden zu den Deinen, du hast der Armee deines Kaisers die wertvollen Pläne gerettet!“

Wartenberg mahnte: „Auf! Es ist höchste Zeit!“

Die Männer trugen die gebrochene Frau, wobei sie so nebeneinander schritten, daß die süße Last der Geliebten hauptsächlich auf Hoheneggers unverwundetem Arme ruhte.

Wie die Silhouette der drei Glücklichen am Nachthimmel ragte, schienen die Scheinwerfer des Forts von Pieve die Fliehenden zu suchen.

Schüsse fielen hinter ihnen, trafen aber nicht ihr Ziel.

Die Verfolgten stiegen die andere Seite des Berges hinunter, so schnell es ging. Bald kamen bekannte Pfade, welche die Männer in Friedenszeiten als Vergnügungswanderer oft gegangen waren, und jetzt konnte Wartenberg mit Hilfe einer kleinen Blendlaterne und einer Touristen-Orientierungskarte feststellen, daß sie in unmittelbarer Nähe der österreichischen Vorposten waren.

Ein bald darauf erklingendes kräftiges „Wer da?“ bestätigte ihre Vermutung, und zehn Minuten später ruhten sie aus in einem Tiroler Unterstand, nachdem sie dem Offizier ihre Papiere übergeben und ihre wunderbare Geschichte erzählt hatten.

Im Unterstand hatten die Soldaten einen einfachen Olfarbendruck, das österreichisch-ungarische Wappen darstellend, an der Wand befestigt. Das Wappen hing direkt über dem Lager, auf dem man vorläufig Maria gebettet hatte.

Ihre erwachenden Augen suchten am anderen Morgen immer wieder das Bild. Sie lächelte und ihre Finger strichen wie liebkosend über das heilige Symbol des schwarz-gelben Doppeladlers.

## Ostpreußen als Reiseland der Zukunft.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Die Reiselust, die ein Grundtrieb des Deutschen ist, wird in dieser Kriegszeit durch einen heilsamen Zwang von romantischen Fernen fortgelenkt, und gar mancher, der sonst in die Weite schweifste, bejunt sich auf die Schönheit der heimatischen Nähe. Hoffentlich wird das auch nach dem Kriege so bleiben, und der Deutsche, den es stets nach fremden Ländern gezogen, wird mehr als bisher die Wunder an Kunst- und Naturschätzen auffuchen, die sein Vaterland umschließt und an denen er bisher so häufig achtlos vorbeiging. Dann wird auch die Stunde geschlagen haben für die allgemeine Entdeckung einer Perle unter den deutschen Provinzen; dann wird auch in umfassendem Maße Ostpreußen dem Fremdenverkehr erschlossen werden, das bisher, von Wenigen gekannt, von den Meisten verkannt, als Reiseland den Dornröschenschlaf der Vergessenheit schlummerte. Noch vor 20 Jahren konnte ein Geograph von der Nordostmark Deutschlands als dem „dunklen Erdteil unserer Monarchie“ reden, dessen Gebiete zum Teil noch unbekannter seien als die dunkelsten Teile Afrikas, und er schloß die ironische Bitte daran, vom Entdeckungsifer besessene Männer möchten die bequemere Reise nach den dunkelsten Teilen von Ostpreußen der beschwerlicheren nach anderen unbekanntem Gegenden vorziehen. Mit einem Schlage ist Ostpreußen durch sein tragisches Kriegsschicksal aus dieser Verborgenheit herausgerissen. Heute sind aller Augen nach der Nordostmark gerichtet, und mit der allgemeinen Dankbarkeit für das Land, das zum Heile des ganzen Reiches so schwer litt, ist das Interesse für seine Eigenart erwacht. In Vielen ist der Wunsch rege geworden, mit einem Besuch der weltgeschichtlichen Stätten, die Hindenburgs Siege gesehen, eine Reise durch dies Land des Bernstein, der tausend Seen, der herrlichen Wälder und der alten Burgen zu verbinden, und wenn auch gegenwärtig die Nachwehen der Kriegsnot für größere Reisegesellschaften noch manche Schwierigkeiten bieten, so ist doch der Begriff Ostpreußens als eines lohnenden Reisezieles, der vor wenigen Jahren weiten Kreisen noch ganz fremd war, überall lebendig, und große Möglichkeiten für die Zukunft eröffnen sich.

Die Geschichte des Naturgeföhls ist ein Eroberungskampf des schönheitsdurstigen Auges, das immer weitere Gebiete der Erde in sein Reich zieht. Begnadete Seher, die Dichter und Denker, gehen voran, und ihr Erlebnis reißt dann die Menge fort, die nun staunend und bewundernd da ästhetische Werte findet, wo sie so lange nichts Besonderes erblickt. Wie die Mark Brandenburg, deren Schönheit eigentlich erst Fontane entdeckt hat, galt auch Ostpreußen lange als ein besonders reizloses Land, man hielt es für ein „Stück Halbasien“, in dem man „neun Monate Winter und drei Monate Mücken“ habe. Wenn Kant die „tiefbeschatteten, zu schwermütigem Nachdenken einladenden Einöden“ seiner Heimat liebte, so erschien dies als ein besonderer Geschmack des Denkers, der über die Grenzen seiner Provinz nie herausgekommen. Nur ganz wenige Fremde, die hierher vercklagen wurden, erkannten mit größtem Staunen, daß die Natur hier ganz besondere einzigartige Reize biete. Wohl der erste, der begeisterte Worte dafür fand, war Wilhelm von Humboldt, der Lobredner Italiens und Spaniens, der, in der Zeit der Not zum Wirken für König und Reich heimgekehrt, auf seinen Dienststreifen Ostpreußens Schönheit fand, wie einst Saul sein Königreich. Von einer stürmischen Mondnacht an der samländischen Küste schreibt er: „Sie ist das Größte und Schönste, was ich seit meiner Abreise aus Italien erlebt habe,“ und von der Kurischen Nehrung hat er das Wort geprägt: „Sie ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem

nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“ Das Samland mit seiner waldbegrenzten Küste und seinen idyllischen Fischerdörfern, dessen Seebäder sich heute im ganzen Reich eines guten Rufes erfreuen und auch von Fremden als Reiseziel gewählt werden, wurde zuerst dem Verkehr erschlossen. Gregorovius, der spätere Geschichtschreiber Roms, schwärmte in seinen „Jouren vom baltischen Ufer“ von seiner Schönheit, und der Philosoph Rosenkranz, der mit anderen Gelehrten der Königsberger Universität schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts hier alljährlich Erquickung suchte, schreibt aus Rauschen: „Ich statte dem heiligen himmlischen Meer meinen Morgenbesuch ab, wie es von Brüstertort, wo der Leuchtturm steht, bis zum Vorgebirge von Wangenkrug mit seinen malerischen Buchten in bläulichem Sommerduft sich ausbreitet und in das Ohr den tausendstimmigen Chor seines Rauschens erschallen läßt. Dann wertere ich mich zwischen Birken und Fichten auf das Moos oder Heidekraut. . .“ In neuester Zeit hatten sich hier zahlreiche Malerkolonien niedergelassen, und die reiche künstlerische Ausbeute ihrer Studien öffnete allmählich die Augen für den Zauber dieser Steilküste, die mit den Ufern Rügens um den Ruhm der idealen deutschen Meereslandschaft wetteifert.

Der spröde Reiz der ostpreußischen Landschaft offenbarte sich nur allmählich feinsinnigen Suchern. Wie lange ist um die dichterische Bezwingung der Kurischen Nehrung gerungen worden, dieses einzigartigen Wüstenwunders, dem Dirchow nichts in der Welt als die Sahara vergleichen wollte! Nachdem Ernst Wichart, Hans Hoffmann und Sudermann in den „drei Reiterfedern“ sie zum Rahmen gewaltiger Menschenschicksale gemacht hatten, ist in Walter Heymann der Sänger dieses Dünenbildes erstanden, der in ihm „das Land der ostpreußischen Seele“ fand. Die schwermütige Farbenglut und den weichen Glanz der litauischen Ebene hat A. K. T. Cielso in ergreifenden Versen festgehalten, und Masurens „bucklige Welt“ ist erst während des Krieges als „Hindenburgs Land“ berühmt geworden, wenngleich schon vorher einzelne Naturfreunde die berauschedende Stimmung dieses phantastischen Erdensflecks mit steigendem Entzücken ausgekostet hatten. So ist die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit Ostpreußens vollendet und die Bahn gebrochen für den Fremdenstrom, der den Pfadfindern folgen soll. Daneben aber ist Ostpreußen auch ein Neuland deutscher Kunst, das in seinen zahlreichen Bauten im Ordensstil eine ganz eigenartige Architektur bietet und durch seine in die Landschaft eingebetteten Burgen und Ruinen romantische Bilder von köstlichem Reiz schafft. Es ist hohe vollendete Schönheit der Form, organisch emporgewachsen aus dieser Erde und dieser Kultur, die in den wahrhaft stolzen Kirchen und den hochtürmigen ernsten Schlössern lebt, und unvergesslich sind Eindrücke, wie der über dem frischen Haß emporsteigende Dom von Frauenburg, wie das von grünen Höhen umrahmte Schloß von Heilsberg, wie die melancholischen Reste der Burg Lockstedt oder die aus dunklen Tannen hervorglühenden Mauern der Trümmer von Preußisch-Mark auf ihrer einsamen Insel im blauen Waldsee.

Selten wohl bietet ein Land so mannigfaltige abwechslungsreiche Naturbilder wie Ostpreußen. Da ist im Westen das Oberland, ein einziger lieblicher Garten, der in seinem idyllischen Charakter den schönsten Gegenden der norddeutschen Tiefebene ebenbürtig ist, dessen Städte und Dörfer wie lustige Inseln über den duftigen Laubwäldern der Ebene auf ihren Hügeln zu schwirren scheinen. Das fruchtbare Ermland mit seiner reifen reichen Kultur erinnert in seinen anmutigen

Tälern an Thüringen und wird besonders den Kunstfreund erfreuen durch die altertümliche Stimmung seiner Bauten, die sich hier noch in überraschender Anzahl erhalten haben. In Heilsberg z. B. fühlt man sich mitten hinein versetzt in die alte Ordenszeit, und wer das idyllische Walschthal durchwandert hat mit dem Blick auf die ragende Burg von Mehlsack, den umfängt in Wormditt der unmittelbare Duft des Mittelalters, das auf dem laubenumrahnten Marktplatz im Schatten des Rathauses und der Kirche mit ihrem Dächergewirr noch sein gemütlich phantastisches Treiben entfaltet. Das südlich sich anschließende Masurien ist wieder eine Welt für sich, von eigentümlichstem Zauber mit seinen unermesslichen Wäldern, seinen zahlreichen Seen und Wasserstraßen, die zum Wassersport einladen. „Wer je den Sonnenuntergang an einem masurischen See mit seinen rotgoldenen Lichtern auf dem glatten Wasserspiegel und dem vioioletten Widerschein der dunklen Waldkulissen gesehen hat,“ sagt Dr. Heß von Wichdorff, dessen Masurenbuch unter den vielen in neuester Zeit erschienenen Werken über das Land den ersten Platz beansprucht, „wer dann wieder bei Sturmwetter denselben See wild stütend mit hohen, weißschäumenden Wellenkämmen beobachtet hat, wer schließlich die herrlichen Laubbäume in ihrem bunten Herbstkleid am Rande der Moore und inmitten dunkler Fichtenbestände in ihrer kaum anderswo so schön vorkommenden Farbensülle kennen lernt, der hängt mit jeder Faser seines Herzens an diesem weltfernen, so poetischen Lande.“ Zu den Bewunderern dieser romantischen Gegenden gehört ja auch unser Kaiser, der alljährlich in den weiten Forsten der Rominter Haide jagte, die sich an der Nordostecke Deutschlands, zwischen Masuren und Litauen, ausdehnt und den Zauber masurischer Waldespracht mit der Poesie litauischer Einsamkeit vereint.

Bietet Masuren den größten Wechsel an welligen Erhebungen, unregelmäßigen Seen, an die sich die menschlichen Siedlungen schmiegen, weiten Wäldern und Wiesenhängen, so gewährt Litauen den weiten Fernblick über einödnige Ebenen, die mit den Linien des unendlichen Horizontes verschwimmen, zeigt jene bereits an Rußland gemahnende Stille und Gleichförmigkeit der Natur, die zum Ruhm und Träumen einladet. Wohntuend belebt aber wird die karge Herbstzeit dieser Landschaft durch die überall das Bild beseelenden Zeugen menschlichen Fleißes, durch die wohlbestellten Felder, die

weit hin verstreuten Siedlungen und Gehöfte. Die Ebene überwiegt auch in anderen Gebieten Ostpreußens, in Barten, Natangen und im Samland. Das letztere wird als das Hauptreisziel Ostpreußens durch jene bereits erwähnte Steilküste charakterisiert, an deren langer Kette die ostpreußischen Seebäder liegen, von Schwarzort an, dieser grünen Insel in der Wüste der Kurischen Nehrung, bis zur Westküste nach Pillau herunter. Was diesen Bädern, wie z. B. Rauschen oder Georgenswalde, ihre unvergeßliche Note verleiht, das ist die Verbindung von Wald und Meer, diese stets sich erneuende Überraschung, wenn man unter dichtem Laubdach dahinwandert, wie in einem Walde Mitteldeutschlands, nur umtönt von der Melodie eines dumpfen majestätischen Brausens, und dann plötzlich durch die Stämme das ewige Meer schimmern sieht, vom hohen Ufer niederblickt über den weißen Strand in seine unermesslichen Weiten. Das alles aber verblaßt gegen das phantastische Panorama der Kurischen Nehrung, dieser „Stätte des Todes und der Stille“, in der nur das gläserne Klingeln des wandernden Sandes durch die Luft zittert und in der sogar die Wunder der Kata Morgana heimisch sind. Neben solchem mit nichts zu vergleichenden Naturschauspiel stehen noch andere ostpreußische Merkwürdigkeiten, die Hochmoore mit ihrer besonderen Pflanzen- und Tierwelt, wie das als Naturdenkmal geschützte Zehlaubruch, das Augstumalmoor und das große Moosbruch. In der undurchdringlichen Waldwildnis der Niederung des Memeldeltas lebt noch der Elch, dies aus grauer Vorzeit in unsere Gegenwart hineinragende Urwild.

Jedenfalls bietet Ostpreußen eine Fülle des Anziehenden für den Reisenden. Zwar ist zur Hebung des Fremdenverkehrs noch viel zu tun; besonders die Gasthöfe in den abgelegenen Gegenden des Landes, die zum Teil gerade wie Masuren zu den interessantesten gehören, lassen viel zu wünschen übrig. Aber wenn mit dem glücklich fortschreitenden Wiederaufbau und all den neuen Werten, die ostpreußische zähe Kraft und fördernde Anteilnahme ganz Deutschlands hier zu schaffen an der Arbeit sind, das Leben in unserer Nordostmark wieder aufblüht, dann werden nicht nur die unvergängliche Erinnerung festhaltenden Schlachtfelder, Kriegergräber und Heldenhaine einen reichen Zustrom von Besuchern in das Land bringen, sondern die Deutschen werden auch hier ein Reiseziel finden, das die „Fahrt gen Osten“ wohl lohnt.

## Der Sündenbock.

Aus dem russischen Beamtenleben von **Georg Perlich**.

(Nachdruck verboten.)

Staatsrat Tobrokow kam vom Vortrage beim Minister in beträchtlicher Erregung zurück.

Erzellenz hatten in scharfen Ausdrücken allerlei angebliche Mißstände getadelt und sich sehr unzufrieden gezeigt. Erzellenz waren kurz vorher aus einer Ministerratsitzung heimgekehrt, und die mitgebrachte Unbilligkeit ließ darauf schließen, daß es in dieser Versammlung wieder recht stürmisch hergegangen sein mußte.

Man hatte ja auch Ursache, gereizt zu sein. Von den Kriegsschauplätzen trafen fortwährend ungünstige Nachrichten ein, und die Finanzorgen wuchsen mit jedem Tage.

Tobrokow hatte etwas zu seiner und seiner Beamten Entschuldigung sagen wollen, aber darüber war der Minister nur noch aufgebrachter geworden, und obwohl der Staatsrat nunmehr weiteren Widerspruch unterlassen hatte, beherrschte ihn das unbehagliche Gefühl, daß der Vorfall nicht ohne Folgen bleiben würde.

Obolzy, der Kanzleichef, bemerkte sogleich die Falten auf der Stirn des Vorgesetzten, und da Tobrokow das

Bedürfnis empfand, seinem Herzen Luft zu machen, wußte er auch bald, was sich zugetragen hatte.

Und er wußte auch, daß der Rat eine Meinung von ihm hören wollte.

„Man könnte Seiner Erzellenz die Verabschiedung einiger Kommissare vorschlagen,“ riet er.

„Nein, das würde diesmal nicht genügen.“

Obolzy sann nach. Er war ein kluger, gewandter Mensch, und dieser Eigenschaften wegen hatte ihn Tobrokow aus der Beamtenchar herausgehoben und auf den Vertrauensposten gestellt, wo er ihm schon gute Dienste geleistet hatte.

„Glauben der Herr Staatsrat, daß der Minister noch lange im Amte bleiben wird?“ fragte er jetzt unvermittelt.

„Ist mir so unbekannt wie Ihnen. Aber möchte er nur erst zum Teufel gejagt werden!“

Der Vertraute lächelte über den jedenfalls aufrichtigen Wunsch.